

Edgar Einemann

Interview zu „50 Jahre Universität Bremen“ am 4. März 2021

I: Es ist jetzt heute der 4. März 2021. Ich treffe mich mit Herrn Edgar Einemann. Er war an der Universität Bremen in den Jahren 1971-75 Student, dann bis 1985 in der Forschung tätig sowie in der Lehre nochmal aktiv bis 1988. Seit 1989 war er Professor in Bremerhaven. Das Gespräch findet pandemiebedingt am Telefon statt. Herr Einemann, schon mal ganz vielen Dank für Ihre Zeit. Mein Name ist Heiko Garrelts. Jetzt können Sie gerne loslegen.

B: Ich denke, dass es schon ganz wichtig ist für meinen Weg, dass ich von 1968 bis 1971 in Bremen an dem ersten und einzigen Reformgymnasium war. In der Oberstufe gab es z. B. Soziologie und Philosophie als benotete Fächer, wir haben schon 1968 Marcuse gelesen. Diese Zeit war durch die Studentenbewegung geprägt. In Bremen gab's nicht so viele Studenten, aber eine Schülerbewegung, an der ich beteiligt war. Ich habe 1969 eine Schülerzeitung veröffentlicht und bin dann über die außerparlamentarische Opposition zu den Jungsozialisten und damit in die linke SPD gekommen. Ich war unter anderem 1980 auf einem Bundeskongress der Jungsozialisten in Bremen. Willy Brandt und Herbert Wehner haben Reden gehalten, und im Juso-Bundesvorstand hat ein gewisser Thomas von der Vring gesessen. Thomas von der Vring wurde dann Gründungsrektor und Rektor an der Uni. Bei den Soziologen gibt es einen guten Begriff: subjektive Relevanzstrukturen. Ich fand Politik wichtig und habe mich auch für politische Interessen bewegt. Ich hatte die Idee, 1971 nach dem Abitur an die FU zu gehen und hatte eine Zulassung für Politik am Otto-Suhr-Institut, dem OSI. Ich bekam auch eine Zulassung in Bremen. Das war nicht ganz sicher vorher, weil es hier nur wenige Studienplätze gab. Ich habe mich dann politisch für Bremen entschieden, weil in meiner Wahrnehmung die Universitätsgründung auf einem Bündnis zwischen den '68ern, der SPD und den Gewerkschaften basierte. Das war die Grundkonstellation der Universitätsgründung. Ich habe in meinen Unterlagen die Bewerbungsrede von Thomas von der Vring gefunden, als er 1972 der erste Rektor werden wollte, bis dahin war er ja nur Gründungsrektor. Und da hatte er explizit begründet, warum die Universität Bremen nur im Bündnis mit Gewerkschaft und Bremer SPD möglich war. Und dass er als Sozialist der Meinung sei, er solle sich dieser Aufgabe stellen. Also das war die Grundkonstellation, die mich auch bewegt

hat, an der Uni anzufangen. Ich war dann etwas verwundert, dass ich als jemand aus der linken SPD an der Uni zum rechten Rand bei den Studenten gehörte, dessen Hochschulgruppe vielleicht 20 Prozent bei Wahlen gewinnen konnte. Die anderen 80 Prozent hatten die kommunistischen Fraktionen aller Schattierungen.

Zu der Situation, die wir da vorgefunden haben, gibt's ja unterschiedliche Meinungen. Und auch unterschiedliche Sichtweisen, je nach Interessen und Hintergrund. Ich habe Sozialwissenschaften studiert. Für mich war alles das, was in der Anfangsphase an der Universität stattgefunden hat, das Paradies auf Erden. Das war Freiraum, das war die Möglichkeit, sich selbst einzubringen. Das war die Möglichkeit zu lernen. Das war die Möglichkeit zum permanenten Dialog mit sehr klugen Köpfen - Hochschullehrern und andere Studenten. Also das mag manch einer als Chaos empfunden haben - habe ich nicht. Es hat 'mal ein Präsident der Uni Herdecke gesagt, dem ich das sehr euphorisch geschildert habe: "Das war Eure Uni". Und habe ich gesagt: „Jawohl“, genau das war zumindest mein Empfinden. Das war unsere Uni. Das war nicht 'ne fremde Macht, die von uns etwas wollte und uns unter Druck gesetzt hat. Das subjektive Empfinden war wohl ganz richtig – ich habe neulich nachgelesen, dass im Jahr 1973, also nachdem wir zwei Jahre studiert hatten, auch 'mal langsam eine Prüfungsordnung entstehen sollte. Das heißt also: Restriktionen, allzu große, hatten wir nicht, sondern wir haben freiwillig hochmotiviert gearbeitet. Und das ist der nächste Punkt, der mir wichtig ist. Ich glaube aus heutiger Sicht, dass das, was wir damals hier bekommen haben, eine Eliteausbildung war. Es gab 'ne Hochschullehrer-Studenten-Relation, ich weiß nicht, vielleicht von 1:12. In Veranstaltungen saßen wir oft zu viert mit einem Professor. Wir haben gesagt: Vorlesungen, das bräuchten wir gar nicht so unbedingt, wir würden bis zur nächsten Veranstaltung 'mal sein Buch lesen und dann könnten wir besser abschnittsweise über das ganze Buch diskutieren als uns 'ne Vorlesung anzuhören. Also das war schlichtweg die Realität.

Dann hatte ich einmal mit einem netten Professor aus New York eine Diskussion. Der hat sich zu der Frage der Eliteausbildung in Harvard geäußert und hat gesagt: "Naja, die Harvard-Absolventen, die machen alle große Karrieren und das zementiert den Ruf von Harvard als Eliteuniversität. Aber ich sag' Dir mal: gebe mir die ganzen Studienanfänger von Harvard nach New York, dann bin ich auch 'ne Eliteuniversität. Denn die werden alle ihre Karrieren und Wege machen, weil die schon gut gewesen sind, als die gekommen sind, weil Harvard sich die besten Bewerber aussuchen kann." Und wenn man sich das zu der Uni Bremen nochmal im Nachhinein überlegt: Da wurde

man im Prinzip nur mit einem sehr guten Abitur genommen. Also es waren als Studierende da nicht die leistungsschwächsten Schüler des Jahrgangs, sondern die leistungsstärksten ihrer Generation in diesen ersten Jahren. Und nach meiner Ansicht wär' das sehr hilfreich zur Wahrheitsfindung der Geschichte, wenn man einmal die Biografien dieser ersten 100, 200, 300 Studierenden verfolgen würde. Ich glaube, dass die alle so gut waren, dass sie auch alle ihre guten Wege gemacht haben. Also es waren einfach traumhafte Bedingungen, wie man sie heute natürlich nirgends mehr kriegt. Und bei der Bachelor-Verschulung schon mal gar nicht.

Was man auch vielleicht mal verfolgen sollte, ist die Bedeutung der Universität für die Politik in Bremen. Weil so viele Mitarbeiter, Studierende und Universitätsangehörige insgesamt dann in die Bremer Politik hineingeraten sind und da tragende Rollen gespielt haben - z. B. im Senat, in der Bürgerschaft, in der SPD und bei den Grünen. Es ist schon erstaunlich, dass diese Universität eine Vielzahl von Senatoren, Abgeordneten und wichtige politische Leistungsträger hervorgebracht hat. So sind z. B. auch der jetzige Bürgermeister und Präsident des Senats, Andreas Bovenschulte, und sein Vorgänger Carsten Sieling in der Juso-Hochschulgruppe der Universität gewesen.

I: Sie hatten ja dann auch dieses sogenannte Integrierte Sozialwissenschaftliche Eingangsstudium, also ein interdisziplinäres. Können Sie sich noch daran erinnern, wie das eigentlich geklappt hat? Da war ja auch die Idee, verschiedene Disziplinen zu unterrichten - wie haben Sie das so erlebt?

B: Das fand ich sensationell gut. Also eine der besten Erfindungen aller Zeiten. Jedenfalls für Sozialwissenschaftler. Das ist dann ja unter Druck gekommen, weil die Juristen geglaubt haben, die lernen nicht genug Jura, und die Ökonomen geglaubt haben, die lernen nicht genug Ökonomie. Ich fand das ganz hervorragend, weil das eine integrierte Sicht auf die Gesellschaft gebracht hat, und es war einfach auch ganz hervorragend gemacht. Nachher ist es ins Gerede gekommen, aber wir haben Papiere gekriegt zu allen Veranstaltungen, es wurde vorgetragen, es wurde diskutiert, es war breit angelegt. Die Professoren waren kompetent, gut vorbereitet und haben oft mit kontroversen Diskussionen vor Publikum bewusst oder unbewusst erhebliche Lerneffekte erzielt. Es war eine Riesenchance für die Studierenden, sehr viel, sehr strukturiert zu lernen. Das war nicht Chaos. Ich fand's ganz hervorragend. Und wenn

man das 'mal verfolgt, diese Idee - die ist ja nochmal an der einen oder anderen Stelle wieder aufgegriffen worden. Die Details kann ich nicht prüfen und untersuchen, aber ich habe zum Beispiel gehört, dass in Lüneburg an der Universität unter dem Präsidenten Sascha Spoun aus St. Gallen das ganze erste Semester für alle neuen Studierenden zu so einer Art Projektsemester gemacht wurde. Die Studierenden haben über alles Mögliche gearbeitet, aber nicht schon fachspezifisch. Also das ist wohl nicht völlig aus der Diskussion. Es hat sich leider nicht breit durchgesetzt, aber ich fand's hervorragend.

I: Und wie Sie schon gesagt hatten: Sie hatten da ja gute Studienbedingungen. Dazu zählt ja auch, dass es dann in der Regel, also bei vielen Veranstaltungen, zwei Dozenten gab. Also zwei Professoren, die dann eine Veranstaltung gestaltet haben, nicht wahr?

B: Im ISES kann ich mich daran nicht mehr genau erinnern. Aber es gab Tutorien dazu. Das war richtig gut gemacht.

I: Eine wesentliche Säule des Ansatzes in der Zeit war ja auch das Forschende Lernen in Projekten. Können Sie sich noch an Projekte erinnern, die Sie dann gemacht haben?

B: Ja, das hat ja dann auch lange Diskussionen gegeben: Wie früh ist das sinnvoll, mit welchen fachspezifischen Grundlagen in Projekten zu arbeiten? Ich war zum Beispiel in einem Hafenprojekt, in dem dann u. a. Rudolf Hickel die Ökonomie vertreten hat und Siegfried Braun die Industriesoziologie. Ich fand das auch 'ne hervorragende Idee und 'ne gute Sache.

I: Hm, ja. Wie haben Sie denn die anderen, wie man heute sagt, die anderen Studierenden denn so erlebt? Waren die auch so begeistert bei der Sache wie Sie?

B: Also das, was man eben aus heutiger Sicht nicht mehr oder kaum vermitteln kann, ist, dass das einfach 'ne total durchpolitisierte Konstellation war. Es gab dann oft, nicht gerade in jeder Lehrveranstaltung, Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen politischen Hochschulgruppen. Es war 'ne sehr durchpolitisierte Situation, wo zu der fachlichen Diskussion eben immer nochmal mehr oder weniger grundsätzliche

politische Fragen dazu gekommen sind. Insofern war das 'ne hochkommunikative Atmosphäre insgesamt. Und die meisten waren engagiert. Wer das nicht war, der ist in solchen Strukturen nicht zurechtgekommen. Aber wie viele das waren, wie viele von den Anfängern dann Examen gemacht haben, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich nach diesen acht Semestern, die man bis zur Prüfung machen musste, noch 1975 sehr schnell das Diplom der Universität gemacht habe.

I: Hm. Wie war das eigentlich mit den Noten, die gab es ja dann lange Zeit gar nicht, ne?

B: Ich habe das Studium wohl weitgehend ohne Noten hinter mich gebracht. Es gab Bescheinigungen der Teilnahme. Die Bescheinigung der Teilnahme war auch Voraussetzung für die Zulassung zur Diplomprüfung. Aber die erste wirklich beeindruckende Note war dann die Note für die Diplomprüfung. Vorher hat's ja sehr lange gedauert, bis es überhaupt 'ne Prüfungsordnung gab. Die Kontrollmechanismen waren nicht sehr entwickelt, sondern man vertraute auf die Wirkung der Gemeinschaft der Lernenden und Lehrenden. Diejenigen, die das Vertrauen nicht missbraucht haben, die haben profitiert. Und wer sich einen ruhigen Tag gemacht hat und nicht freiwillig gearbeitet hat, der hat vielleicht ein bisschen Schwierigkeiten gehabt. Aber wie gesagt, ich glaube das war kein Problem aufgrund der Vorauswahl der Studenten, die da gekommen sind, die waren hochmotiviert. Alle. Genau wie die Professoren. Die sind ja auch nicht gekommen, weil sie woanders keine Chancen gehabt hätten, sondern weil sie was Neues machen wollten.

I: Die waren ja oft gar nicht so viel älter als die Studierenden, ne?

B: Nö, nicht viel. (lacht)

I: Die waren ja Ende 20, Anfang 30 und dann gab es ja gleichzeitig auch Studierende, die auf dem zweiten Bildungsweg an die Uni kamen, ne? Und von daher waren die Altersunterschiede ein bisschen nivelliert.

B: Es war ein tolles Klima. Man duzte sich, man sah sich außerhalb der Veranstaltungen. Es gab auch Party hier und Party da. Man traf sich privat, es gab

auch private Treffen zwischen Studierenden und Professoren. Also es war einfach 'ne tolle Atmosphäre.

I: Das war dann im GW1, ne? Als eins der ersten Räumlichkeiten.

B: Ja, das fing alles in GW1 an und dann gab's irgendwann GW2 und, ja, legendär die Veranstaltungen in der Cafeteria und davor, wenn's schön warm war draußen, ja. (lacht) Nee, aber GW1 - das war die ganze Universität, wo ein paar Leute reinpassten. Und das war der Schrecken der Republik. (lacht)

I: Das war die nächste Frage. Es gab ja seit der Bürgerschaftswahl 1971 dieses Etikett der 'Roten Kaderschmiede', und auch andere Anfeindungen in ganz Deutschland. Das hat Sie wahrscheinlich nicht so gestört?

B: Nein, das hat man ja eher als Bestätigung bewertet, dass man alles richtig gemacht hat. Man wollte ja schon die Gesellschaft verändern. Wie gesagt, Jungsozialisten, heute linke SPD, das war der absolut rechte Rand. Der Rest war stalinistisch-moskautreuer, maoistisch-pekingtreuer, oder es waren Freunde von sonstigen kommunistischen Helden der Geschichte oder Gegenwart. Und der erste AStA-Chef kam vom maoistischen KSB. Das war so und die konnten sich ihre Koalitionspartner aussuchen. (lacht) Es gab eigentlich keine Arbeitsplatzsorgen. Und auch keine Karriereplanung, kein Studium als Teil einer Karriereplanung. Also klar: Der, der Jura studierte, hatte wahrscheinlich 'ne Idee, dass er Anwalt, Richter oder sonst irgendwas wird. Aber das war es nicht, was dominant war. Es gab nicht die Angst, dass man verhungert oder keinen Job kriegt oder irgend sowas. Und das mit der 'Roten Kaderschmiede' war ja so falsch nicht. Ich habe innerhalb meines Studiums die drei Bände des Kapitals von Karl Marx komplett gelesen. Das haben nicht alle, aber das war schon 'ne marxistisch orientierte Grundausbildung, die man gekriegt hat oder zumindest bekommen konnte.

I: Eine ganz wesentliche Säule der Universität, des Bremer Modells, bestand ja damals in der Mitbestimmung. Es gab diese sogenannte Drittelparität, bis 1976. Wie haben Sie das so erlebt? Oder waren Sie da selbst auch in Gremien aktiv?

B: Ja, das fanden wir ganz hervorragend. Thomas von der Vring hat gesagt, er hätte nie geglaubt, dass das überhaupt durchsetzbar ist. Denn es kam natürlich die Kritik, dass dann die Putzfrauen über die Forschung bestimmen sollen und dass das doch nicht ginge. Aber das hat nach meiner Einschätzung funktioniert. Es war eben ein Drittel Studierende, ein Drittel Hochschullehrer, ein Drittel aus dem Dienstleistungsbereich. Es waren in der Regel politische Besetzungen aus den jeweiligen Statusgruppen. Die Hochschullehrer waren mehr oder weniger komplett durchorganisiert. Jeder Hochschullehrer war zumindest Sympathisant einer politischen Hochschullehrergruppierung, die dann versucht hat, ihre Kandidaten durchzusetzen. Bei den Studenten gab's politische Listen ohnehin für die Gremienwahlen. Und der Dienstleistungsbereich war über die Gewerkschaft ÖTV organisiert und galt als der sozialdemokratisch-gewerkschaftsnahe Anker, der die allergrößten Absurditäten stoppen sollte. So war das dann in der Praxis nicht, aber es gab eben 'ne Beteiligung aus den unterschiedlichen Gruppen.

Und ich habe zwei persönliche Erfahrungen: Die eine war als Studentenvertreter in einer Kommission zur Durchführung des Kooperationsvertrags mit der Arbeiterkammer. Das ist ein Sonderkapitel, da würde ich gleich noch etwas zu sagen. Die zweite Erfahrung war die, dass die Verwaltung ja auch erstmal aufgebaut werden musste und man als Student etwas Geld damit verdienen konnte, dass man der Verwaltung seine Unterstützung gegeben hat. Ich hatte einen kleinen Nebenjob, ich glaube der hieß Berufungssekretär. Da durfte ich die Kopierarbeiten und Protokolle für den Verwaltungsmitarbeiter einer Berufungskommission machen, die drittelparitätisch zusammengesetzt war. Das heißt, da war ich selbst nicht studentisches Mitglied in der Kommission, war aber Hilfs-Dienstleister und habe deshalb alles mitgekriegt. Da sind einfach auf einen Schlag sechs oder acht Hochschullehrerstellen von einer Kommission besetzt worden und da wurde dann eben ausgehandelt, welche politische Gruppierung wohl bei welcher Stelle zum Zuge kommt, für den ihr nahestehenden Professor. So war das. Und das hat aber alles am Ende funktioniert.

Dieser Kooperationsbereich, in dem ich als Studentenvertreter in der Kommission war, ist ein Sonderthema und Schlüsselthema auch für die Universitätsgründung. Die Uni ist ja im politischen Konflikt gegründet worden. Die FDP ist aus der Landesregierung ausgetreten, also aus dem Senat, wegen der Berufungspolitik an der Universität. Der ganze Wahlkampf 1971 war ein Wahlkampf um die Universität, wo die SPD die Wahl

mit Pauken und Trompeten mit großer absoluter Mehrheit gewonnen hat. Eine Mobilisierungslinie hieß: Wissenschaft für Arbeitnehmer. Es soll was für die Arbeitnehmer getan werden. Die Gewerkschaften haben sich massiv für die Universität eingesetzt. Und da ist die Idee entstanden, dass es in der Universität einen [Kooperationsbereich](#) geben muss, zwischen Wissenschaft und organisierter Arbeitnehmerschaft. Und damit das mit dem gewerkschaftlichen Zugriff auf die Wissenschaft rechtlich weniger kompliziert wurde, ist die Arbeiterkammer als Organ aller Arbeiter Bremens als Partner auserkoren worden. Die ist faktisch in der Hand der Gewerkschaften gewesen, war aber nicht offiziell Gewerkschaft. Und war deshalb geeignet, mit der öffentlichen Institution Universität zusammenzuarbeiten. Es gab einen Sonderbereich in der Uni, der am Ende zu einem Institut mit etwa 50 Mitarbeitern geworden ist. Und 'ne hochinteressante Geschichte hat. Zu der Geschichte dieses Bereiches habe ich 1979 einen sehr langen Artikel, der auf meiner Homepage www.einermann.de auch zu finden ist, geschrieben. Das hat 'ne Schlüsselrolle im Wahlkampf gespielt, hat auch 'ne Erwähnung gefunden in der Bewerbung von Thomas von der Vring als Rektor. Und war interessant, weil unter anderem in der Gründungsphase der Universität die Idee war, dass die Hochschullehrer sich auf die Lehre konzentrieren sollen und nicht ihren persönlichen „privilegierten“ Forschungsinteressen nachgehen, sondern sich um die Studierenden kümmern sollten. Thomas von der Vring habe ich nochmal nachgelesen - er hat gesagt: „Die Studenten sollten 'mal ihre Interessen vertreten und die Hochschullehrer dazu treiben, sich auch um sie zu kümmern und nicht um irgendwas anderes.“ Es gab an der Uni die Idee, dass man Forschung eigentlich mehr oder weniger gar nicht braucht. Insofern war das nicht ganz einfach, dass dann erste Forschungsprojekte zustande kamen. Und soweit ich weiß, war in diesem Kooperationsbereich das Hafenprojekt das erste industriesoziologische Forschungsprojekt an der Universität. Die Leitung lag bei Siegfried Braun. Da ging's auf Wunsch der Gewerkschaften um die Frage: Wie entwickelt sich die Hafenarbeit? Und was kann die Wissenschaft vielleicht leisten, damit es in den Häfen etwas humaner zugeht? Und in diesem Hafenprojekt war ich im fünften Semester dann als sogenannte wissenschaftliche Hilfskraft tätig. Da waren wir mit zwei Hilfskräften und einem wissenschaftlichen Mitarbeiter in diesem Projekt. Und ganz nebenbei die kleine Geschichte, dass es sehr schwierig war, uns überhaupt mit Arbeitsverträgen auszustatten, weil wissenschaftliche Hilfskräfte bis 1973 nicht bekannt waren. Tutorenverträge gab's wohl, aber wir waren eben keine Tutoren,

sondern Hilfskräfte in der Forschung. Und das hat ein bisschen gedauert. In diesem Kooperationsbereich hat's dann weitere Forschungsprojekte gegeben, unter anderem hat dort 1975 wahrscheinlich das erste DFG-geförderte Forschungsprojekt der Uni angefangen. Ich kann nicht genau sagen, ob das wirklich das erste und einzige war. Aber da kam jedenfalls Michael Schumann, vorher Direktor am SoFi in Göttingen mit erheblichen Drittmitteln und der Möglichkeit, drei Mitarbeiter einzustellen. Und da war ich einer von diesen Dreien und insofern war ich wahrscheinlich auch einer der ersten über Drittmittel finanzierten Forschungsmitarbeiter der Universität.

I: Ja, das hatte ich mir eigentlich auch vorgemerkt, dass wir dann auch zu dem Bereich Forschung kommen und dann eben zu diesem Werft-Projekt. Da würde mich interessieren: Wo war das eigentlich? Denn bei Ihnen auf der Homepage sieht man beispielsweise Fotos aus Emden. War das also auch übergreifend, norddeutscher Raum, oder war das mehr Bremen?

B: Nein, die Idee war ja, die [Entwicklung der Werftarbeit](#) zu untersuchen, insbesondere die Auflösung von Handwerksberufen durch den technischen Wandel. Rationalisierung, technischer Wandel war der Schwerpunkt. Und weil auf den Werften Handwerk noch 'ne sehr große Rolle gespielt hat, war die Idee, das eben am Beispiel der Werftindustrie zu machen, weil Bremen damals ja nun ein sehr großer Werftstandort war. Mit der AG Weser und dem Vulkan in Bremen, mit kleineren Werften in Bremerhaven und jeder Menge Schiffbaubetrieben. Das Problem war nur: Für empirische Forschung - Industriesoziologie, Arbeitsplatzbeobachtungen, Arbeiterinterviews, Ablaufanalysen - muss man den Fuß durch das Werkstor bekommen und muss in den Betrieb hineinkommen. Und wir haben in vielen großen Werften sondiert, sind auch empfangen worden, konnten auch Betriebsbesichtigungen machen. Aber bei der Frage: Kommen wir für drei Monate in den Betrieb? wurde uns in Bremen leider signalisiert, dass man sich nicht ausreichend um uns kümmern könne. Es gab schon ein bisschen Krise und, kurz und gut, es war einfach so, dass die Unternehmensleitung von AG Weser und Vulkan uns nicht reingelassen haben. Da haben auch die Betriebsräte, die uns wohlgesonnen waren, mit denen wir gute Beziehungen hatten, nicht helfen können. Also die Betriebe waren dicht. Und dann ist es sehr schwer gewesen, überhaupt einen, wie das so schön heißt, Feldzugang, zu bekommen. Da war dann die IG Metall in Hamburg, die Bezirksleitung, sehr hilfreich.

Michael Schumann hatte aus vergangenen Zeiten ein sehr gutes Verhältnis zur IG Metall auch auf Bundesebene. Die IG Metall hat es dann über ihre Arbeitsdirektoren in Emden und in Kiel und die Betriebsräte geschafft, uns den Zugang zu eröffnen. Das war sehr schwierig und darum sind wir dann für die empirischen Untersuchungen in Emden zwei mal drei Monate und in Kiel einmal drei Monate gewesen. Einfach aus Zugangsgründen, weil die Bremer uns nicht reingelassen haben. Da haben wir dann später, als es beim Vulkan und der AG Weser sehr schlecht aussah, im Spaß gesagt: „Hätten sie uns mal reingelassen, die Werften in Emden und Kiel gibt's noch.“ Aber das war dann ja auch leider endlich.

I: Das entscheidende Argument ist mir jetzt noch nicht ganz klar. Hatte man da womöglich Befürchtungen in Richtung Agitation der Arbeiter durch die Wissenschaftler hier, durch die politisierten Wissenschaftler? Oder was war das entscheidende Argument, Ihnen diesen Feldzugang nicht zu gewähren?

B: Das entscheidende Argument war: Es zeichnete sich die Krise ab und es gab keine Möglichkeit, Personal für uns abzustellen und uns ordentlich zu betreuen. Das war natürlich vorgeschoben. Man wollte das nicht. Ich kann aber nicht sagen, was da die genauen strategischen Überlegungen der Unternehmensleitungen waren. Aber klar, wahrscheinlich sahen sie die Gefahr von Unruhe - ich weiß es nicht.

I: Nun gut, also zu dem Projekt ist ja auch veröffentlicht worden. Aber können Sie vielleicht noch bitte mal kurz etwas sagen zu dem Ansatz, den Sie dort verfolgt haben. Also nämlich einen interventionistischen Ansatz der Wissenschaft, im Interesse der Arbeitnehmer, wo dann der Arbeitnehmer eben auch vom Objekt zum Subjekt wird. Wie kann man sich das vorstellen?

B: Ja, das war der Ansatz des gesamten Kooperationsbereiches. Dazu habe ich in meinem Artikel auch lange Ausführungen. Leider ist es bei Forschung, die auf lange Fristen angelegt ist, immer nicht so ganz einfach, kurzfristig gewerkschaftliche Interessen zu bedienen. In einem DFG-Grundlagen-Projekt ist es schon gar nicht so ganz einfach. Michael Schumann war ein berühmter Mann in der Industriesoziologie. In Kern/Schumann: ‚Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein‘ haben sie Ende der 60er-Jahre grundlegende Untersuchungen gemacht. Und dazu gab es eine ganze Reihe

von kritischen Anmerkungen. Die Idee war, die Arbeitnehmer oder in dem Fall die Werftarbeiter stärker einzubeziehen und das, was sie meinen und denken, auch wirklich zu erfassen und nicht durch standardisierte Fragebögen schon vorzubestimmen und zu lenken. Und auch zu sehen, wie ihre reale Arbeitssituation im Betrieb ist. Das ist schon bei Kern/Schumann gemacht worden. Wir hatten die Idee, mit 'ner anderen Form von Interviews zu arbeiten - wir haben 100 Intensivinterviews à drei Stunden gemacht. Die sind vollständig abgeschrieben worden. Diese Interviews sind nochmal umformuliert, umdiktiert, in 'ne Struktur gebracht und weiter ausgewertet worden. Das war also die Idee, da mit sehr viel Aufwand das zu erfassen, was die Leute wirklich meinen und denken. Es hat in Emden 'nen Panel gegeben. Diese Interviews wurden später nochmal wiederholt. Es hat mehrere Gruppendiskussionen gegeben. Die Kollegen sind eingeladen worden, in größere Räumlichkeiten, wo dann mit 20 Werftarbeitern viele Fragen nochmal besprochen worden sind. Es hat Filme gegeben, über Schiffbauer, Rohrschlosser und Schweißer: Berufsentwicklung, Berufstätigkeit, Arbeit. Mit den Arbeitern, die wir auch interviewt hatten. Es waren Arbeiter aus Emden in Bremen, in der Uni am Schneidetisch und haben gesagt: „Diese Szene ist wichtig und diese Einstellung können wir mal rauslassen.“ Also das war deutlich mehr als das, was DFG-Forschung üblicherweise so an Rückkopplungsmöglichkeiten zulässt. Das Projekt hat dann auch statt drei Jahren am Ende fast fünf Jahre gedauert. Aber dank des Ruhmes von Michael Schumann, das ist meine Einschätzung damals gewesen, haben sich dann die DFG-Kollegen erweichen lassen und gesagt: „Wenn der das nicht schneller hinkriegt, dann schaffen das andere auch nicht.“ Und dieses Werft-Projekt war in der Geschichte der Industriesoziologie durchaus ein, zumindest kleinerer, Meilenstein. Wer sich die entsprechenden Bücher anguckt: da wird überall gesagt, zwischen der Ausgangstudie Kern/Schumann 1 und der dann ganz berühmten Studie Kern/Schumann 2, 'Ende der Arbeitsteilung' hieß das, war dieses Werft-Projekt als Methodeninnovation ein wichtiger Zwischenschritt. Und Michael Schumann, SoFi-Direktor in Göttingen, hatte selber das Management des Institutes mit sehr vielen Mitarbeitern betrieben und hat sich sehr bewusst entschieden nach Bremen zu kommen - in diese Forschungsprofessur, die das letztendlich war. Weil er gesagt hat: „Ich möchte selbst nochmal wieder ein Projekt machen und 'mal aus dem Management raus und selber gucken, ob ich Schritte weiterkomme.“ Und hat sich dann auch der Kritik von seinen Mitarbeitern und der gesamten Bremer Diskussion ausgesetzt. Das war schon

beeindruckend.

I: Ich habe mir dann noch notiert, dass Sie ja von der ernüchternden Wirkung der Projektergebnisse sprechen. Das zielte wahrscheinlich auf das Bewusstsein eben dieser Arbeiterschaft?

B: Nein, also das weiß ich jetzt nicht, in welchen Zusammenhang das stand.

I: Wahrscheinlich zielte das auf das revolutionäre Bewusstsein der Arbeiter?

B: Ja gut, da gab's ja sehr unterschiedliche Auffassungen. Es war einfach, das kann man sich heute auch alles nicht mehr vorstellen, politisch 'ne Situation in der Stadt, in der es eine starke maoistisch orientierte Gruppe gab, die hieß Kommunistischer Bund Westdeutschland, KBW. Die hat die Diktatur des Proletariats angestrebt und die Mobilisierung der Arbeitermassen für die Revolution. Die haben in Bremen zu mehr oder weniger jeder Tages- und Nachtzeit 3000 Menschen auf die Straße gebracht für Demos vorwärts und rückwärts. Also das war einfach die Situation und die Atmosphäre. Und da gab es schon immer sehr unterschiedliche Einschätzungen über die Revolutionierbarkeit der Arbeiterklasse. Das haben z. B. die linken Sozialdemokraten so nicht geglaubt. Und die Forschungsergebnisse waren ja für uns insofern auch nicht ernüchternd. Aber die waren natürlich desillusionierend für die, die Illusionen hatten. Es war sehr eindeutig, dass das Arbeiterschicksal nicht als besonderes Glück empfunden wurde und dass sich die gesellschaftsverändernden Orientierungen auch nur sehr mühsam haben entwickeln können. Und eine Krisenreaktion war durchaus, dass relevante Teile der Arbeiterschaft eher, wie wir das genannt haben, autoritär-nationalistische Lösungen bevorzugt haben. Insofern: Wenn die AfD heute bei den Arbeitern Mehrheiten bekommt, und in Frankreich Frau Le Pen auch, dann ist das nicht vom Himmel gefallen. Die Idee: „Krise gleich linke Revolution“ – dass das Quatsch ist, weiß man ja nun schon sehr viel länger.

I: Ja, okay. Dann haben wir eigentlich so diesen Bereich der Forschung. Diese Tätigkeit ging ja dann im Prinzip, wenn man so will, bis '85.

B: Naja, das wäre jetzt ein längeres Gespräch, darum verweise ich da wirklich auf

diesen Artikel auf meiner Homepage www.einemann.de in der Publikationsliste, chronologisch 1979: 'Kooperation Universität Arbeiterkammer'. Das ist so gewesen, dass diese Forschungsprojekte natürlich ihre eigene Logik und Zeitstruktur haben. Und wenn man auf DFG-Niveau arbeiten will, dann kann man nicht jeden Tag Werftarbeiter-Seminare machen. Aber es hat in der Kooperationsstelle einen Bereich gegeben, der ‚Arbeiterbildung‘ hieß und einen Bereich, der ‚Film- und Medienproduktion‘ hieß. Und ich bin nach dem Ende des Werft-Projektes in dem [Bereich, der eher für Umsetzung und Arbeiterbildung](#) zuständig war, geblieben. Das war aber 'ne andere Abteilung, wenn man so will, und auch ein anderer Status. Michael Schumann ging irgendwann wieder nach Göttingen, da liefen andere Projekte. In diesem Arbeiterbildungsbereich liefen auch Projekte, die Forschung gemacht haben, aber umsetzungsorientiert. Ziel war die Entwicklung von Modellseminaren. Die Idee war, den Gewerkschaften dann Konzepte für Bildungsurlaube für drei Wochen zur Verfügung zu stellen. Also man entwickelt Modellseminare für die Arbeiterbildung in Kenntnis dessen, was in den Betrieben los ist. Und da habe ich mit meinen Vorkenntnissen im Bereich Schiffbau und Werftindustrie 'ne ganze Menge an Bildungsveranstaltungen durchgeführt. Wir haben auch Seminare mit Flugzeugbauern von MBB (heute Airbus) gemacht. Stichwort: Alternative Produktion. Was machen wir, wenn wir mal nicht mehr Rüstung produzieren können? Es könnte ja mal der Frieden ausbrechen. Was gibt's da für Alternativen? Und wie sieht es aus mit Möglichkeiten der Humanisierung der Werft-Arbeit? Das waren unsere beiden Hauptstränge. Dass jemand, der Bildungsarbeit macht, die gesellschaftlichen Probleme nicht lösen kann, das ergibt sich von selbst. Aber es ist schon so, dass man da ja fürs Leben lernt und seine Erfahrungen macht. Ich habe mit 20 AG-Weser-Arbeitern kurz nach der Verkündung der Schließung der Werft 'ne Woche zusammengesessen und das ist schon nicht ganz einfach gewesen.

I: Was mich jetzt mal interessieren würde: Ihrem Lebenslauf kann man ja entnehmen, dass Sie dann also von '81 - '85 eben der Projektleiter im Kooperationsbereich zwischen Universität und Arbeiterkammer Bremen waren.

B: Der Kooperationsbereich wurde auf Wunsch der Gewerkschaften aufgeteilt. Der Forschungsbereich, der ist dann letztlich zu diesem Institut für Arbeit und Wirtschaft geworden, das Rudolf Hickel irgendwann geleitet hat. Und der Arbeiterbildungsbereich

wurde zur Zentralstelle für die Durchführung des Kooperationsvertrages. In diesem Bereich war ich Projektleiter. Die Entwicklung der Modellseminare und die Arbeit mit den Werftarbeitern und den Flugzeugbauern war interventionistische Sozialwissenschaft, aber nicht Aktionsforschung.

Dieser Bereich ist dann auch irgendwann umgewandelt worden in die Akademie für Arbeit und Politik, weil die Gewerkschaften die dort betriebene Art von forschendem Lernen und Betriebsinterventionismus nicht mehr wollten. Es sind hochrangige Gewerkschaftsrepräsentanten zu uns in die Mitarbeitersitzung gekommen und haben gesagt: "Hört zu Leute, Gewerkschaften kämpfen um jeden Arbeitsplatz, ihr seid hier im öffentlichen Dienst, euch passiert nichts, aber wenn man euch in die Uni gut versetzt, dann sind wir da sehr für, weil das, was ihr hier so macht, das brauchen wir gar nicht mehr. Wir brauchen nur zwei Leute, die die Ergebnisse transferieren und den Rest, den brauchen wir eigentlich nicht." Also das heißt, da haben die Gewerkschaften diesen Interventionismus auch nicht mehr gewünscht.

I: Das ist ja sehr interessant. Das hätte man jetzt nicht so vermutet, ne?

B: (lacht) In der Politik vermutet man vieles nicht. (lacht)

I: Aber ich hatte ja angesetzt zu einer Frage und da hätte mich einfach interessiert, also wenn wir jetzt sagen, '81-'85, also da hatte sich an der Universität Bremen selber auch schon was getan. Da war dann eben nicht mehr von der Vring, der sowieso schon lange nicht mehr, aber nicht Steinberg und auch nicht Wittkowsky, sondern der Rektor Timm und der steht ja eigentlich auch für so 'ne Zeitenwende. Also, dass die Universität sich doch mehr in Richtung Wirtschaft orientiert hat und auch Region und eher Technik und Produktionstechnik beispielsweise gefördert hat. Haben Sie das auch so erlebt, dass sich von daher der Rahmen an der Uni verändert hat?

B: Ja, das hat man mitgekriegt. Aber es war nicht 'ne dominante Wahrnehmung. Weil wir da schon unser eigenes Ding gemacht haben. Und mit uns selbst und unseren Aktivitäten ausreichend beschäftigt waren. Und wir waren politisch abgesichert - durch Parlamentsbeschlüsse sollte es diesen Bereich der Universität geben. Der hat sich also der Möglichkeit der Universität, das dicht zu machen, weitgehend entzogen. Aber

die Idee ist nicht an der Universität gescheitert, sondern zum Teil an internen Auseinandersetzungen und am Ende an entscheidenden Stellen am gewerkschaftlichen Unmut. Und ich glaube, heute wären die Gewerkschaften froh, wenn's sowas nochmal gäbe: ein Institut mit 50 Leuten, wo sie großen Einfluss auf die Inhalte haben, wo sie Kontakt mit diesen Leuten haben. Das gab's in ganz Deutschland nicht. Es gab' Kooperationsstellen an vielen Universitäten, aber das waren diese berühmten Transferstellen mit zwei Mitarbeitern und das war's dann auch. Und diese Art von Denktank, der wir waren und diese Art von interventionistischen Möglichkeiten, die wir hatten, das ist wohl historisch einmalig gewesen.

I: Ja, spannend. Ja gut, dann waren Sie von '86-'88 auch nochmal selbst Dozent in der Akademie für Arbeit und Politik, ne?

B: Ja, aber schlichtweg durch Überleitung. Der Arbeiterbildungsbereich, der wurde nicht mehr in der Form gewünscht - in dieser Mischung von Forschung und Bildungsurlaub und der Entwicklung von gewerkschaftlichen Bildungskonzepten. Und dann erschien es als „Rettungsanker“, Kurse mit Priorität für Arbeitnehmer anzubieten, aber mehr in Richtung allgemeine Erwachsenenbildung und Eröffnung von Zugangsmöglichkeiten für Nicht-Abiturienten zur Universität. Und dazu ist dann die Akademie für Arbeit und Politik erfunden worden. Das waren die gleichen Leute, die früher im Arbeiterbildungs-Forschungsbereich waren. Auch da gab's ja 'ne Lehrverpflichtung. Und das wurde dann umgewandelt in diese Akademie für Arbeit und Politik. Und da wurde dann, ich sage jetzt 'mal so ISES-like, ein Jahreskurs oder ein Zweijahreskurs angeboten mit 'ner allgemeinen gesellschaftswissenschaftlichen Grundbildung, die das Team dann umgesetzt hat. Arbeitnehmer konnten ihren Bildungsurlaub einbringen; mit Wochenendseminaren und Abendveranstaltungen gab es ein 200-Stunden-Programm oder wie das hieß. Die Ausläufer oder die Fortsetzung davon gibt's wohl heute noch.

I: Was jetzt noch fehlt ist eigentlich der Gegenstand Ihrer Dissertation. Die war ja '82, wahrscheinlich auch aus diesem Werftprojekt heraus, ne?

B: Ja, ich habe den Teil „Industriearbeiter und Krisenbewusstsein“ gemacht. Also das heißt, die Auswertung der ganzen Interviewpassagen der 100 qualitativen Interviews

dieser Panel-Untersuchung zum Umgang mit Wirtschaftskrise und Wertkrise. Das war der Teil, den ich gemacht habe und Promotion heißt ja immer, dass man sich auch gründlich mit der ganzen Theorie auseinandersetzt. Das war die Aufarbeitung der ganzen linken Krisentheorie, Bewusstseinsbildungstheorie und das konfrontiert mit den empirischen Ergebnissen. Und das war der Teil meiner Arbeit.

I: Gut, ja Herr Einemann, da hätte ich jetzt also zu dem Bereich jetzt im engeren Sinne, wo Sie dann in der Universität Bremen dann tätig gewesen sind, erstmal selbst keine Frage mehr. Wenn Sie jetzt noch was ergänzen möchten? Wir haben ja dann noch später vielleicht auch so nochmal diese Frage, wie Sie die Uni selbst wahrgenommen haben. Denn es war ja jetzt auch nicht nur das Forschungsprojekt, sondern es gab eben auch ja 'ne Entwicklung darüber hinaus oder auch parallel, ne? Es gab beispielsweise andere Rektoren.

B: Ich hatte persönlich besten Kontakt bis hin zu Wittkowsky. Steinberg war in der Gründungsphase im ISES schon dabei und das war unser netter Hochschullehrer Hanjo, den wir alle sehr gerne mochten. Also es war von Anfang an 'ne große Familie eigentlich, bei all dem, was man sich gestritten hat. Aber man kannte sich und man mochte sich. Ich habe dann zu Timm keinen Kontakt mehr gehabt, war aber der Hilfs-Sekretär der Berufungskommission, die Timm berufen hat. (lacht) Nein, also wir haben diese Weiterentwicklung so eigentlich nicht mehr wirklich wahrgenommen und beeinflusst. Und ich glaube, jetzt aus heutiger Sicht, dass es in der von mir ja als Paradies auf Erden beschriebenen Anfangsphase viele Strukturen gegeben hat, die auf Dauer so nicht haltbar waren für eine Massenuniversität. Also, wenn mir jemand ein unbegrenztes Budget gibt und die besten und motiviertesten Hochschullehrer, 50 oder 100, und dann sagt, damit muss ich 1000 Studenten gut ausbilden, dann wüsste ich schon, wie das ginge. In der Masterausbildung an Eliteuniversitäten, da geht sowas heute vielleicht. Aber das war damals eine Ausnahmesituation und es war klar, dass sich was ändern musste. Und die Ausrichtung allein auf Lehrerbildung konnte auf Dauer nicht ausreichen, weil so viele Tausend Lehrer jedenfalls das Land Bremen nicht einstellen würde. Also es musste sich was tun. Das war schon klar. Ob es so hätte kommen müssen – es gab da einen schönen Film über die Uni-Entwicklung, „[Von Marx zu Darwin](#)“. Ich weiß nicht, ob das mit ‚Darwin‘ die Uni heute richtig kennzeichnet, und ‚Marx‘ hat das damals auch nicht vollständig gekennzeichnet. Aber ja, ich würde

sagen: Hat mich gefreut, dass die Uni später Eliteuniversität geworden ist. Da waren ja auch einige beteiligt, die schon sehr früh dabei waren. Stephan Leibfried zum Beispiel, aus dem Berliner SDS, der immer ein sehr kritischer Mann gewesen ist. Das hat mich gefreut, ehrlich gesagt. Aber es ist eine andere Form von Elite, als es das in dieser Gründungsphase mal war. Aber wie gesagt, unter den Rahmenbedingungen in Deutschland ist das eigentlich nicht so durchhaltbar gewesen.

I: Ja, zumal man ja dann auch die anderen Bundesländer auch zur Finanzierung brauchte, ne? Und das dann da so gleichzeitig so umstritten gewesen ist.

B: Ja, die haben sich ja dann ziemlich bald verabschiedet. Ja.

I: Ja gut, Herr Einemann. Also...

B: Also, was mich wirklich sehr gefreut hat, dass ich ein Dokument nochmal wiedergefunden habe. Ich hoffe mal, dass das Archiv das auch hat. Die Anhörung des Kandidaten für das Amt des Rektors vom 13. Dezember 1972. Professor Dr. Thomas von der Vring hält seine Bewerbungsrede, warum er bereit ist, die linke Reformarbeit an der Universität als Sozialist fortzusetzen und wie er sich über Zwischenrufe von Herrn Wehkamp und Herrn Hickel (lacht) mokiert. Diese Rede ist wirklich sehr erhellend. 34 Seiten.

I: Das ist ja in diesem Buch auch von Thomas von der Vring: 'Hochschulreform in Bremen'. Da kann man das nochmal nachlesen.

B: Gut, wenn's da ist. Sehr gut.

I: Ja, Herr Einemann, ja ich hätte ja so einige Fragebereiche nochmal vorgesehen. Aber eigentlich haben wir ja zu Bremen schon viel gesagt. Eben auch die Situation an den Werften, beziehungsweise, dass Sie da gar nicht reingekommen sind. Oder Zeitgeschichte, war da in diesen Jahren, also bis '88, wo Sie in der Uni Bremen waren, war da noch also ein Ereignis, was Sie noch auch persönlich sehr geprägt hat? Weil - dieses ganze Interview ist ja auch ein wenig biografisch angelegt. Gab es da noch was, was Sie vielleicht jetzt noch erwähnen möchten, was für Sie wichtig war, auch für

Ihre Arbeit hier an der Uni? Also ein zeitgeschichtliches Ereignis, eben gegebenenfalls auch außerhalb Bremens.

B: Nö, so spontan fällt mir da nichts ein.

I: Es gab ja dann diese Auseinandersetzung um die AKWs.

B: Ja, aber das war unser politisches Nebengeschäft, wenn man so will. Die meisten waren in irgendeiner Form, irgendwo, irgendwie politisch aktiv. In diesem Projekt, was wir da gemacht haben, von ungefähr 1981 bis 1985, in diesem Projekt zu Krise-Rationalisierung-Humanisierung, haben wir das Ökothema sehr früh aufgegriffen. Es gibt alle möglichen Schriften aus dem Kooperationsbereich, die wurden selbst gedruckt. Die wesentlichen Dinge sind dann 1985 zusammengefasst worden in einem Buch, das heißt [Einemann/Lübbing: ‚Anders Produzieren‘](#). Und da sind unsere Erkenntnisse in Richtung andere Energiepolitik, Ökotechnologien und Rüstungskonversion eingegangen. Der Betriebsbezug, den wir in diesem Projekt seit 1981 hatten, war 'ne sehr stabile, sehr lange Zusammenarbeit mit Betriebsräten von damals erst VFW, dann MBB, jetzt Airbus Industries, also aus dem Flugzeugbau und aus Luft- und Raumfahrt. Und die haben natürlich auch Rüstungsproduktion gemacht. Wir haben diskutiert, was passiert denn, wenn mal Frieden ausbrechen sollte. Und die Betriebsräte haben gesagt: „Das ist uns eigentlich nicht angenehm, wenn die Rüstungsaufträge wegbrechen, dass wir dann auf den Markt marschieren und fordern, dass neue Kampfbomber gebaut werden müssen. Da würden wir eigentlich lieber was anderes machen.“ Und es gab in England eine Initiative bei Lucas Aerospace in die Richtung ‚alternative Produktion‘. Wir haben die Betriebsräte unterstützt bei der Durchführung einer Umfrage im Betrieb, auch bei den vielen Ingenieuren: Was können wir uns denn vorstellen, was hier alternativ produziert werden könnte? Und da ist eine Liste mit 100 Produkten zusammengekommen. Da war dann von Windkraft über Solartechnologie bis sonst wo hin die ganze Palette dabei. Das haben wir auch schön aufgeschrieben, wir haben auch eine Tagung gemacht über alternative Energiepolitik für Bremen. Das war Anfang der 80er-Jahre. Und ich belästige immer alle möglichen Menschen als Pensionär damit, dass ich sage: "Ist ja schön, dass man jetzt mal auf Sonnenergie, Windenergie und all solche Dinge kommt, lese mal nach, vor genau 40 Jahren haben wir das alles aufgeschrieben. Das

ist in Büchern und Bildungsunterlagen dokumentiert. Das wurde alles begründet. Also die Frage ist nicht: fehlte es an Erkenntnissen? Sondern die Frage ist: Warum wurde denn da bitte nichts von umgesetzt? Woran hat das denn gelegen?" Das ist die interessantere Frage. Also da waren wir inhaltlich dran. Haben das in Seminaren gemacht. Und wenn man so will, ist das, was wir 1982 in Arbeiterbildungsseminaren gemacht haben, mit Schweißern vom Vulkan und mit Bandarbeitern von Daimler, ein Ausloten der Frage gewesen, ob es eine sozialökologische Perspektive gibt, für die man mehr Menschen gewinnen kann als nur ein paar Uni-Studenten. Das war, wenn man so will, die Umsetzung dieser Idee, von dem Ernstnehmen der Menschen bei der Bewusstseinsforschung. Nämlich zu gucken, was sind denn für Potenziale da und was kann denn Bildungsarbeit dazu beitragen, bestimmte Dinge auch zu fördern? Und dafür eine Stimmung zu machen. Und ich glaube - da fingen dann ja die Friedensbewegung und die Umweltbewegung an - wir waren sozusagen ein kleines Teilchen in einem großen Rad, was dann letztlich diesen Regierungswechsel zu Rot-Grün unter Schröder ermöglicht hat. Und ich war dabei, als Rudi Dutschke hier in Bremen an der Uni eine Promotionsabsicht hatte und mit ein paar netten Leuten diskutiert hat über alle möglichen Perspektiven. Das sind alles so Sachen, die natürlich nirgends stehen, was es an informellen, politischen Nebenaktivitäten von ganz vielen Menschen gegeben hat.

I: Ja ja. Hm, spannend. Ja, Herr Einemann, wollen wir langsam zum Abschluss kommen?

B: Ja, wegen mir ja. Ich habe das, was ich gerne sagen wollte, gesagt. Mal sehen, was dann draus entsteht.

I: Ich fand das sehr spannend. Dann sagen Sie doch nochmal zum Schluss, was Sie denn der Universität zum 50. wünschen? Auch für die Zukunft, darüber hinaus.

B: (Lacht) Eine stabile Existenz, gute Arbeitsbedingungen und vielleicht, dass es dann doch nochmal klappt, an der einen oder anderen Stelle, diesen Exzellenzstatus zurückzugewinnen, damit auch der Stern der Universität für Bremen weiter strahlt.

I: Das klingt ja schon mal sehr schön. Aber, wenn ich nochmal nachhaken darf, gibt es

vielleicht noch ein Element, aus dieser paradiesischen Zeit, was die Universität vielleicht nochmal aufgreifen könnte - Ihrer Empfehlung nach.

B: Also ich würde zumindest jetzt aus meiner Erfahrung sagen, für Sozialwissenschaftler, vielleicht auch für alle, mit so einem integrierten Semester anzufangen, wo über den Tellerrand hinausguckt wird, so wie ich es aus Lüneburg verstanden habe. Ich habe mich da nicht näher mit befasst, aber da kann man dann ja mal Sascha Spoun einladen und das mit dem diskutieren. Das würde ich für sinnvoll halten und für äußerst hilfreich. Das könnte ich nur wärmstens empfehlen, weil das mit dem ISES ein Segen war.

I: Gut, Prima! Herr Einemann, ganz vielen Dank.